

DIE ZEIT/Feuilleton, Nr.42, 12. Oktober 1990, S.67-68  
Titel: «Mit dem Rücken zur Zukunft – Die Berliner Einheitsfeiern: Das Volk trinkt Sekt, die Intellektuellen warten auf bessere Zeiten, die Witze liegen auf der Straße»  
© 1990 DIE ZEIT und Dieter E. Zimmer

## Einheitsfeiern in Berlin Mitte

Von Dieter E. Zimmer

Wie begeht man die Selbstauflösung eines Staatsgebildes und seine Verschmelzung mit dem bisherigen Intimfeind? Kein approbiertes Ritual steht für derlei Vorkommnisse bereit. So war das Vorbild für den Countdown schlicht Silvester: ein paar besinnliche Reden zum Ausklang und zum Neubeginn, Glockengeläut, Böller, Klamauk und Schampus.

«Dann schreiten wir mal zur Kapitu ... zur Kopulation», sagt der Fahrgast, der am Abend des 2. Oktober am Alexanderplatz aussteigt, zu seiner Begleitung, und die sagt: «Wir kennen uns doch noch gar nicht.»

Von hier die Linden entlang bis knapp vorm Brandenburger Tor sind Buden und Zelte aufgebaut – die DDR, in einem Jahr ein Land der Imbißstände geworden. Bratwurstschwaden wallen bläulich und fettig durch die Luft. Alle paar Schritt werden die Leute *live* oder *dead* von einer anderen Musik beschallt, ein kosmopolitisches Pop-Mix mit ein paar rekursiven historischen Zitaten ab und an: «Untern Linden, untern Linden gehn spaziern die Mägdelein.» Vor Knobelsdorffs Oper schwankt eine zehn Meter hohe Colaflasche.

Ein Franzose ruft den «eißen Eineizglühwein» aus. An einem Stand werden Bundesadler verkauft, Knallerbsen und ein Stofftier, das Miss Piggy darzustellen scheint. Nebenan gibt es zwei Arten von Hosenträgern, die einen in schwarz-rot-gold, die anderen mit der Inschrift «I (Herzchen) beer». *Beer* aber ist heute nicht angesagt, heute leistet man sich Sekt, die Flasche zu fünfzehn Mark, die Scherben knirschen so schön unter den Füßen der Menge. Auch die schwarz-rot-goldenen Hosenträger gehen nicht so recht; überhaupt sieht man nur hin und wieder jemanden mit einer Fahne, bei jedem Länderfußballspiel gibt es mehr davon.

Haufenweise werden Stoff- und Fellmützen der Nationalen Volksarmee verhökert, kistenweise die Orden und Anstecknadeln, mit denen der real existierende Sozialismus ideellen Trost für materielle Unbilden gespendet hatte. Mauersplitter und -klumpen, alle farbig besprayt, gibt es so reichlich, daß einen langsam doch Zweifel beschleichen – aber es war

ja auch groß genug, jenes Bauwerk, so daß jetzt jeder Erdenbürger sein Andenken abbekommen kann.

Wer weiß, wohin damit, kann für zehn Mark auch eine ausgediente DDR-Fahne erwerben. Die letzte im Gebrauch befindliche hängt in der Universitätsstraße still vom Dach der Bibliotheksfachschule und trägt die trotzig Aufschrift «Soviel Hoffnung gibt nicht auf».

Immer dichter strömen die Menschen, brav auf der rechten Straßenseite, Richtung Reichstag, wo Schlag zwölf die neue Republik anfangen soll. Danach gibt's ein von einigen Firmen gesponsertes Feuerwerk. Seine Pyrotechniker haben in der Lokalpresse ein ungewöhnlich dickes Kaliber angekündigt.

Als es mir auf dem Jahrmarkt zu eng wird, weiche ich über viele gewesene oder werdende Baustellen nach rechts aus, klettere über Röhren, versuche, all diesen Schutt nicht allzu symbolisch zu nehmen, und finde mich dann auf einem öden Gelände jenseits der Spree gegenüber dem Reichstag, früher Schiffbauerdamm, danach Todesstreifen – von der S-Bahn aus sah man kurz vor der Einfahrt ins Objekt aller «Objekte», in den Bahnhof Friedrichstraße, immer hier auf dieses *terrain vague*, sehr vag, herunter und konnte sich davon überzeugen, daß die DDR in puncto Grenzsicherung wirklich absolut Weltspitze war. Jetzt ist eine der beiden Mauern schon ganz weg, sind die großen Bogenlampen aus, und zu Tausenden stehen die Leute im Dunkeln in der allerverbotenen Zone und warten, daß es zwölf wird.

«Jetzt isse hoch! » ruft jemand, obwohl er die Fahne vorm Reichstag von hieraus doch gar nicht sehen kann. In der Nähe knallen ein paar Sektpfropfen, drüben beginnt ein eher doch nur gewöhnliches Feuerwerk zu ejakulieren. Die Scheinwerfer, die Blitze, die Explosionen erinnern an Bombennächte am gleichen Ort. Von Taumel kann keine Rede sein. Keine Umarmungen, keine Freudentänze, kein Fahngeschwinge, keine Hurra-rufe. Langsam schiebt man sich zurück, Richtung Bratwurst. «Det war's also.» Jetzt waten alle durch ein Scherbenmeer. Blaulichtwagen mit Kreislaufkollapsen – das Gedränge, nicht die Aufregung – versuchen sich den Weg durch die Menge freizututen. Ich esse noch eine Schmalzstulle und stelle fest, daß doch ein paar Knöpfe ab sind.

So eine Vereinigungsfeier ist auch eine unentwegte Talkshow. Etwas abseits des Menschenstroms, im Maxim-Gorki-Theater, das in preußischer Vergangenheit einmal die Singakademie war, drängen sich die Leute, um noch einmal zu hören, was «die Intellektuellen», in diesem Fall die des Theaters, zu dem allen zu sagen haben, und schon der Titel der Lesung und der Diskussion, die hier stattfinden, «Hurra, du Schwarz, du Rot, du Gold!», dieser auf komische Weise bitterernst gemeinte Freiligrath-Vers deutet an, daß hier eine Art Anti-Hurra gerufen werden soll. «Wer hier bei uns ist, statt draußen mit dem Volk Sekt zu trinken, wird schon wissen, warum», sagt einer auf dem Podium. Es herrscht ein ostentatives Mißvergnügen. Draußen die «die Macht», diesmal Arm in Arm mit «dem Volk»,

hier «der Geist» – die Abseitsstehenden, die Clowns, die Bremser, die Neinsager, die die «Zerrissenheit» bespiegeln, «mit der wir in den neuen Staat kommen». Von Kolonisierung ist die Rede, von der Demontage der Kultur, vom Überrolltwerden durch die Marktwirtschaft. Daß nicht nur ein Buch von Christa Wolf, sondern nun auch noch zwei ostdeutsche Theaterinszenierungen von westdeutschen Kritikern verrissen worden waren, deutet man als weiteres Zeichen dafür, daß nun alles Intellektuelle systematisch «niedergemacht» werde. Die neue Republik, die sich ein paar hundert Meter weiter gerade aufmacht, hat hier im Saal nicht viele Fans.

Heiner Müller und der Regisseur Adolf Dresen sind gar nicht erst erschienen; Volker Braun verdrückt sich vor der Diskussion. Er hatte die hier vorherrschende Stimmung am deutlichsten auf den Punkt gebracht: «Die Utopien sind eingerollt» – «Wir in den Lumpen der Ideologie», die, nunmehr ganz auf uns selber gestellt, gleichwohl der alten Hoffnung treu bleiben werden, die nun «keinen Namen mehr hat». (Und ich frage mich immer noch: Was wollte er uns damit sagen? Daß er sich von seinen alten Träumen nicht distanzieren? Daß er sie gern in einer neuen Utopie unterbrächte? Oder daß er Kommunist bleiben werde, auch wenn er nun keine Staatsmacht mehr hinter sich hat und sich nicht einmal mehr so nennen kann?)

Obwohl die Luft dick von ihr ist, bringt nur einer die aktuellste Zerrissenheit aufs Tapet, ein Professor aus West-Berlin, den es irgendwie auf dieses Podium verschlagen hat, der marxistische Theoretiker Wolfgang Fritz Haug. Alle, sagt er, verspürten an diesem Tag Erleichterung und Bedrückung zugleich. Wenn aber wie hier im Saal die Bedrückung überwiege, heiße das, mit dem Rücken zur Zukunft zu leben. «Wir sind getrennt von der Freude des Volkes. Dieser Satz beschreibt doch etwas. Und das ist ein Unglück.»

Aber niemand mag den Faden aufnehmen. Am lautesten beklatscht hatten sie eben ja auch noch einen Text von Wolfgang Neuss, der die ganze Idee der Wiedervereinigung als Relikt unverbesserlichem Nazitums dem Gelächter preisgab. Als diese Satire 1965 geschrieben wurde, hatte sie ihre Berechtigung und ihren Witz. Im Augenblick aber wurde sie draußen gerade falsifiziert. Da wird das bis vor ein paar Monaten Undenkbare, die Einheit, nun tatsächlich vollzogen, und es tobt keine nationalistische Meute, im Gegenteil, alle Verantwortlichen halten den Zeigefinger an die Lippen gepreßt und schwören, daß dieses Deutschland anders werde. Draußen könnte man sich davon überzeugen. Aber was soll einem schon der Augenschein, wenn man es prinzipiell anders weiß und diesem Land nichts zutraut, nur das Schlimmste?

Haug ist es auch, der im Maxim-Gorki-Theater etwas sagt, was ein Linker, egal ob Ost oder West, bis vor kurzem niemals über die Lippen gebracht hätte – eher hätte er sich die Zunge abgebissen: Man könne doch nicht leugnen, daß der Bundesrepublik, so kreuzkapitalistisch sie auch sei,

eine gewisse rechtliche und moralische Dignität zugewachsen sei, die die DDR immer nur behauptet und nie besessen habe.

Vor dem Maxim-Gorki-Theater steht solch eine Behauptung – Schinkels Neue Wache, von der DDR gewidmet «Den Opfern von Faschismus und Militarismus», und vor der standen und marschierten bis kurz vor deren Ende die Ehrenposten der Nationalen Volksarmee. Jetzt liegt sie sozusagen verwaist da. Im Innern flackert immer noch die Gasflamme durch die Plexiglasprismen. Drumherum liegen Zettel in vielen Sprachen, meist Bibelsprüche enthaltend; liegen auch viele kleine Sträuße. Das einzige größere Blumengebinde stammt von der Palästinensischen Gesellschaft Berlin, die hier was ehrt? Die DDR? Hitlerdeutschlands jüdische Opfer?

In einem winzigen Vorraum des Zeughauses nebenan diskutieren anderntags ein paar Verantwortliche mit Bürgern über die Zukunft besagter Neuer Wache. Hunderttausend Fragen müssen jetzt entschieden werden, dies ist nur die neunundneunzigtausendste, und doch duldet auch sie keinen Aufschub, denn es läßt sich absehen, daß dieses Gebäude, erlaubte man sich, was im Augenblick immer wieder gewünscht wird, eine Denkpause und überließe es unterdes sich selber, in kurzer Zeit ein Basar oder ein Agitationskiosk oder ein Müllbehältnis ist.

Was aber aus ihr werden soll, ist nicht lösbar von einer Frage, über die sich auch mit noch soviel Zeit nie ein Konsens herbeidiskutieren lassen wird: wieviel eigene Geschichte man annehmen, auf sich nehmen will.

Läßt man sie, wie sie jetzt ist, erkannte man nicht nur an, daß auch in der DDR nicht alles schlecht war; man übernehme mit ihrem Faschismusbegriff auch ihre verlogene Selbstrechtfertigung als der antifaschistische deutsche Staat. Also nur die Inschrift ändern, etwa zu «Den Opfern von Kriegen und Gewaltherrschaft»? Wäre nicht «Diktatur» besser, fragt jemand – es machte klar, daß die DDR mitgemeint ist. Oder das ganze Innere ausräumen, und dann was? Die den Kriegsoffizieren gewidmete und verlorene Dekoration der Weimarer Republik wiederherstellen? Oder gar Schinkels ursprünglichen Innenraum? Christoph Stölzl, der Direktor des geplanten Deutschen Historischen Museums und in dieser Eigenschaft nun auch für das Zeughaus und wohl auch für die Neue Wache zuständig, könnte sich eine kleine Figur von Käthe Kollwitz im Innern vorstellen; ein anderer Herr etwas von Barlach. Und sollte man dann nicht auch die Standbilder von Scharnhorst und Gneisenau, die einmal daneben standen, wieder dort aufstellen? «Schlechte Idee», schreit jemand, «dies Verbrecherpack!» Oder sollte man sich der ganzen Verlegenheit entziehen und aus dem Gebäude schlicht ein Schinkel-Museum machen? «Aber wir haben eine Geschichte, aus der können wir doch nicht einfach aussteigen!»

Noch heikler die Frage, was aus dem militärischen Zeremoniell wird. Soll jetzt die Bundeswehr Wache halten? Auch mit Stechschritt? «Stechschritt gibt es bei der doch gar nicht!» Also ohne? Einer Frau graust vor dem militaristischen Spektakel. Unter den Zuhörern sitzen auch Angehörige des Wachregiments «Friedrich Engels», Typ germanischer Recke, jetzt

in Zivil (schwarze Lederjacken); der Kommandeur verwahrt sich gegen die Gleichsetzung von militärisch, militaristisch und militant und versichert im übrigen mehrfach besorgt, daß keiner wüßte, was aus ihnen werden soll. Ein Herr aus dem Tourismusmanagement meint, es wäre dumm, auf eine so pittoreske Attraktion zu verzichten. Mehrere Diskutanten verweisen auf die Ehrenposten in bewährten Demokratien, vor dem Buckingham Palace oder dem Kopenhagener Stadtschloß. Einer möchte die Posten in den historischen Uniformen von 1823 aufziehen lassen. Ein anderer glaubt zwar auch, daß Bewachung nötig ist, möchte sie aber möglichst zivil und locker. Und wahrscheinlich diskutieren sie immer noch, denn kein Land hat es mit seiner Geschichte so schwer wie dieses.

Blumen hat auch jemand auf Brechts Grab auf dem stillen Dorotheenstädtischen Friedhof in der Chausseestraße gelegt: einen Strauß Margeriten und eine rote Rose. (Gleich nebenan hat Biermann gewohnt; als er neulich an seiner alten Wohnungstür klingelte, öffnete einer von der Stasi. «Er war ein Gigant», höre ich jetzt jemanden im Radio sagen, alter Kämpfe gedenkend, die nun ausgestanden sind.) Auf dem Feldstein steht nichts als «Bertolt Brecht». Am gegenüberliegenden Ende der gleichen Mauernische, ein paar Gräber weiter, ruht neben Heinrich Mann ein anderer Dichter, Johannes R. Becher, einst Kulturminister des nun auch dahingegangenen Staates. Auch von seinem Grabstein tönt noch borniertes Pathos: «Vollendung träumend, hab ich mich vollendet ... Denn das war meines Werkes heilige Sendung, Dienst an der Menschheit künftiger Vollendung.» Dafür hat ihm niemand eine Blume hingestellt.

Aber ein paar hundert Meter weiter kommt auch er noch einmal ausgiebig zu Wort, im Programmheft des Kabarets 'Distel': «Dort wirst du, Stalin, stehn, in voller Blüte / Der Apfelbäume an dem Bodensee, / Und durch den Schwarzwald wandert seine Güte, / Und winkt zu sich heran ein scheues Reh ...» Das blieb den Rehen ja nun erspart.

Kein schlechter Moment für das schon totgeglaubte politische Kabarett. Die Witze liegen auf der Straße, es braucht nur geschwind zu pointieren, was mehr oder weniger alle empfinden, für den Tag, ohne Anspruch auf ewige Wahrheit: den Tod der Ideologie; daß die Bonzen in allen Zeitläufen obenauf sind und Anständigkeit sich nie rechnet; wie der Westen große Versprechungen abgegeben hat («Niemandem soll es nach der Währungsunion schlechter gehen als vorher») und dann das Wenigste gehalten; die «Gnade des schlechten Gedächtnisses»; die verletzte Selbstachtung («Man will doch nichts geschenkt haben – nur eben bezahlen können wir nicht»); oder daß «für D-Mark Träume eh Quark» sind. Darunter einmal, ganz leise: «Wir sind nur einmal wir selbst gewesen.» Das eine Mal war der November 1989.

Das sagt auch Heinrich Fink, Theologe und heute Rektor der Humboldt-Universität, in einer weiteren Runde der unentwegten Talkshow, die sich eigentlich mit der scholastischen Frage abquälen soll, ob es denn nun eine Revolution war oder nicht. Natürlich lassen sich jede Menge Re-

volutionsdefinitionen in der Literatur finden oder aus dem Ärmel schütteln, denen zufolge es ganz nach Belieben eine war oder keine war. Am meisten scheint «Teil-Revolution» zu gefallen, suggeriert das Wort doch, daß da jetzt noch etwas vollendet werden kann; in der 'Distel' hieß es «Halb-Revolution», und das betonte eher das Steckengebliebene. Heinrich Fink also sagt: «Die DDR hat es einundvierzig Jahre minus vier Tage lang gegeben. Ich möchte, daß Sie uns wenigstens dies eine letzte Jahr lassen. In diesem einen Jahr ist hier mehr an Demokratie entstanden, als Sie uns zugestehen.»

Irgend etwas Neues hat in diesem Oktober auch für die Intellektuellen, für die Kultur begonnen; wenn man nur wüßte, was.

Was ein Intellektueller in den letzten Jahrzehnten als Mindestbesitz vorweisen mußte, war «die Utopie» – nicht irgendeine der vielen möglichen privaten Utopien, die jeder haben kann, sondern die Utopie im Singular, die eine, die einzige, die nichts anderes war als der Glaube an einen wie auch immer schattierten Sozialismus. In ihr wußte man sich einig mit allen guten Menschen. «Das ist ein guter Mann» hieß: Was auch immer er im Leben zu tun gezwungen ist, im Grunde seines Herzens ist er ein treuer Sozialist.

Diese Monopolutopie, an der sich das letzte Jahrhundert in Zustimmung und Widerspruch intellektuell orientiert hat – sie hat nun wohl ein Ende. Alle Übel des Menschenlebens wollte sie aus einem Punkt kurieren, dem wirtschaftlichen, und im Wirtschaftlichen ist sie nach langer Agonie auf spektakuläre Art zusammengebrochen, unter Hinterlassung von materiellen, ökologischen und nicht zuletzt moralischen Verheerungen, deren Reparatur Jahrzehnte brauchen wird.

Wenn ihre treuen Anhänger den ersten Schock verwunden und das ganze Ausmaß dieses Debakels erfaßt haben, werden für sie in der Tat schwierige Tage anbrechen. Wie gehen ohne Schwerkraft? Wohin mit dem enttäuschten Glaubensbedürfnis? «Soviel Hoffnung gibt nicht auf.» Aber die nächste alles beherrschende Utopie steht nicht in der Tür. Oder vielmehr steht sie längst da, aber diesmal ist sie anderer, offenerer, weniger herrschsüchtiger Art als die alte, ein Projekt, in dem auch die alten Unterscheidungen von Links und Rechts schon ihren Sinn verlieren, und sie heißt schlicht: Bewahrung der natürlichen Lebensgrundlagen.

Wo eine große Utopie den Hut nimmt, erlaube ich mir eine kleine, private. Es könnte doch nun eine Zeit kommen, in der die alten Parteiungen nicht mehr gelten. Keine Frage ist dann mehr vorentschieden, ehe sie gestellt wurde. Nicht jeder hat mehr eine Meinung parat, ehe er auch nur hingesehen oder hingehört hat. Wer nachdenkt und seine Meinung dann ändert, gilt nicht mehr als Verräter. Der Bruch in der eigenen Biographie ist keine Schande und muß nicht übertüncht werden; im Gegenteil, er wird nüchtern und sorgfältig bedacht, und niemand muß sich seinetwegen entschuldigen. Gebrochenheit ist doch keine schlechte Ausgangsbasis. Besserwisserei ist doch die Feindin jeder Einsicht. Unsicherheit macht

doch erfinderisch. Widersprüche machen doch kreativ. Für eine Weile denke jeder selber, nicht im Chor.

Es würde ein vielstimmiges, dissonantes Konzert, ein großes, verwirrendes Durcheinander. Kurz, eine auch kulturell produktive Zeit.